Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

Band: 14 (1957)

Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen

The Aegean and the Near East. Studies presented to Hetty Goldman on the occasion of her seventy-fifth birthday. *Saul S. Weinberg* editor. J. J. Augustin, Locust Valley (N.Y.) 1956. XVI + 322 S. 43 Tafeln und viele Textabbildungen.

In dieser reich ausgestatteten, schönen Festschrift ist neben einer Bibliographie der damit geehrten, verdienten Ausgräberin ein Strauß von 22 Aufsätzen vereinigt, die sich im Gegensatz zu so manchen anderen Festschriften überwiegend um ein Hauptthema gruppieren, das der Jubilarin selber am Herzen lag: die Beziehungen des vorderen Orients zu Griechenland, vor allem im 2. und frühen 1. Jahrtausend v. Chr. Es sind in erster Linie Aufsätze über archäologische Themen, Behandlung bestimmter Denkmälergruppen und zusammenfassende Synthesen. Nur schon die Titel aufzuzählen, würde den Rahmen der Anzeigen in dieser Zeitschrift sprengen. So kann nur gesagt werden, daß es sich um lauter gründliche, solide Arbeiten handelt, die mancherlei interessante Ergebnisse und Gesichtspunkte enthalten, wobei nur der Schwarm wildester Hypothesen, die sich in Barnetts Aufsatz über «alte orientalische Einflüsse auf das archaische Griechenland» hemmungslos herumtummeln, aus dem Rahmen fällt. Die Leser dieser Zeitschrift dürften besonders interessiert sein etwa an Gordons Aufsatz über Handwerkergilden in Ugarit und homerische *δημιοεργοί* mit ihren weitgehend gleichen Erscheinungen, oder an dem Aufsatz der beiden Weinbergs, die auf einem korinthischen Aryballos der Zeit um 600 v. Chr. eine der ganz seltenen und zugleich die älteste Darstellung des Wettstreits zwischen Athena und Arachne nachweisen, ferner besonders an Meritts Aufsatz, der ein Inschriftfragment des 4. Jahrhunderts v. Chr. von der athenischen Agora behandelt, das offensichtlich die Zeilenenden des einen der beiden Marathonepigramme enthält, mit zum Teil schlagender Bestätigung bisheriger Ergänzungen (und auch Widerlegungen). Der gesamte Text steht nun bis auf ganz kleine Lücken fest, womit auch die von Ad. Wilhelm ergänzte persische Kavallerie wieder ausscheidet, dann der Aufsatz von Dorothy Burr, die mit reichlicher Heranziehung der orientalischen Denkmäler den Anteil der Perserbeute von Plataeae in Athen behandelt, und schließlich O. Neugebauers Bemerkungen über Hipparch, die betonen, daß wir von Hipparchs theoretischer Astronomie fast nichts wissen und manche ihm zugeschriebene Beobachtungen nachweisbar bereits aus babylonischen Quellen stammen.

Ernst Meyer

Michael Ventris und *John Chadwick:* **Documents in Mycenaean Greek.** Three hundred selected tablets from Knossos, Pylos and Mycenae with commentary and vocabulary, with a foreword by Alan J. B. Wace. Cambridge University Presse 1956. XXXI + 452 S.

Es ist wohl kaum übertrieben, wenn man dieses Werk als einen Markstein in der Erforschung des griechischen Altertums bezeichnet. Denn nachdem M. Ventris zuerst die Nächstinteressierten mittels hektographierten «Work Notes» in die fortschreitende Entzifferung der Mykenischen Silbenschrift (=Minoisch Linear B) eingeweiht und dann 1953 seine epochemachende Entdeckung zusammen mit J. Chadwick im berühmten Aufsatz «Evidence for Greek dialect in the Mycenaean archives» (JHS 73, 84–103) veröffentlicht hat, übergeben jetzt die beiden Freunde die bisherigen Ergebnisse dieser jungen Wissenschaft in einem umfangreichen, sehr schön ausgestatteten Buch der Allgemeinheit. Als es schon fertig gedruckt, aber noch nicht erschienen war, verunglückte M. Ventris am 6. September 1956 tödlich. So ist dieses monumentale Werk sein letztes Geschenk an uns geworden.

Wenn man von der Einleitung, die der bekannte Archäologe A. J. B. Wace beisteuert, absieht, zeichnen die beiden Verfasser für alle Kapitel gemeinsam. Wie sie im Vorwort schreiben, verteilten sie aber die einzelnen Abschnitte unter sich und tauschten dann die Entwürfe aus. Wer mit dem persönlichen Stil der beiden vertraut ist, glaubt zwar einzelne Partien mit Sicherheit dem einen oder andern zuweisen zu können. Nach außen wird jedoch der Verfasser nirgends sichtbar. Das ganze Werk ist so aufgebaut, daß in einem 1. Teil (S. 1–150) alles Wissenswerte über Schrift und Sprache mitgeteilt wird. Hier erfahren wir von den verschiedenen Ausgrabungen in Mykene, Knossos und Pylos und von den ersten Entzifferungsversuchen. Dann hören wir von den systematischen Vorarbeiten, so von denen

von J. Sundwall und vor allem von Alice Kober († 1950), die in manchen Punkten schon ganz nahe an die Lösung führten, und endlich von den ersten eigenen Versuchen bis zum entscheidenden Schritt im Juni 1952. Das alles liest sich mit größter Spannung, und es ist kein Zweifel, daß dieser Teil des Werkes seinen Wert auch dann noch unvermindert behalten wird, wenn die Deutung der mykenischen Texte selbst, wie zu hoffen ist, noch weit größere Fortschritte macht. Diesen Kapiteln schließt sich eine anschauliche Darstellung der verschiedenen minoischen Schriften, des mykenischen Dialektes und der Kultur an, wie sie uns jetzt in diesen Tafeln entgegentritt.

Der 2. Teil (S. 151–381) bietet 300 ausgewählte Tafeln aus Knossos, Pylos und Mykene in Transkription mit Kommentar und – soweit möglich – mit Übersetzung. Die Zahl von 300 scheint zwar klein, da sie nicht einmal der zehnte Teil aller bekannten Tafeln ist; doch genügt sie auch für eine gründliche Einführung vollauf. Denn es sind hier alle größeren und wichtigeren Tafeln, nach Sachgruppen geordnet, vereinigt. Weggelassen sind vor allem die Wiederholungen schon bekannter Formeln und die arg zerstörten Tafeln. Die getroffene Auswahl kann also durchaus als repräsentativ bezeichnet werden. Ein Vokabular und verschiedene Indices bilden den 3. Teil (S. 383–452).

So bietet dieses Werk zunächst eine bequeme Zusammenfassung unserer heutigen Kenntnisse des Mykenischen. Sehr sympathisch berührt dabei, daß die Darstellung frei von gehässiger Polemik ist und daß fremde Gedanken großzügig anerkannt oder, wenn sie abgelehnt werden, das in einer zwar bestimmten, aber vornehm zurückhaltenden Form geschieht. Eine besondere Förderung erfährt sodann die Deutung der Ideogramme, also der Begriffszeichen, deren sich die Forscher zu allererst angenommen hatten, die dann aber in den letzten Jahren zu sehr in den Hintergrund getreten sind. So scheint mir die Bedeutung der hauptsächlichen Tierideogramme jetzt endgültig gesichert. In diesen Zusammenhang gehört auch die Bestimmung der verschiedenen Maße und Gewichte, deren relative Werte E. L. Bennett schon früher festgestellt hat. Wir sind überrascht, wie sicher nun M. Ventris durch geschickte Kombination verschiedener Daten und unter Heranziehung vergleichbarer orientalischer Quellen zu einer recht genauen Fixierung der absoluten Werte gelangt. Ein starkes sachliches Interesse dokumentiert sich auch in den zahlreichen Abbildungen von Realien.

Dagegen ist man vielleicht enttäuscht, wenn man etwa bei der Übersetzung der Tafeln oder im Vokabular noch allzu viele Fragezeichen feststellen muß. Es gibt nämlich auch jetzt nur ganz wenige Tafeln, deren Text wir mit einiger Sicherheit ins Normalgriechische transponieren und in eine moderne Sprache übersetzen können. Freilich muß man betonen, daß wir seit dem Druck und dem Erscheinen der «Documents» in der Interpretation einiger recht wichtiger Texte (z. B. der militärischen *oka*-Tafeln oder der E-Serien mit den pylischen Landbesitzern) bereits wesentlich weiter gekommen sind und daß wir gerade hier noch mehr Fortschritte erwarten dürfen.

Der Druck des Werkes war offenbar schon weit fortgeschritten, als Ende 1955 E. L. Bennetts Pylos Tablets (Texts of the inscriptions found 1939–1954) erschienen. Die darin publizierten neuen Texte werden zwar in reichem Maße berücksichtigt, dagegen konnte leider die neue Zählung der Tafeln nach der Inventarnummer nur teilweise berücksichtigt werden, was zur Folge hat, daß die 1939 gefundenen Pylostafeln vorwiegend noch nach der alten Methode zitiert werden.

Eigenartig ist, daß die beiden Verfasser nicht nur ohne Fußnoten auskommen, sondern auch im exakten Zitieren äußerst zurückhaltend sind. In der Regel begnügen sie sich mit der Nennung des Autors, gelegentlich noch der Jahreszahl. Für den Benützer bedeutet das aber zum mindesten eine Erschwerung. Eine weitere Erschwerung ist die zu große Knappheit in den Indices. So werden im Vokabular und in den Listen der geographischen und Personennamen zwar die Textstellen genannt, aber es wird nicht angegeben, wo das betreffende Wort sonst noch in diesem immerhin über 400 Seiten dicken Buch erwähnt oder gar behandelt wird. Auch vermißt man nur ungern einen Index der außermykenischen griechischen Wörter. Bei jedem andern Werk müßte all das wohl als schwerwiegender Mangel empfunden werden. Merkwürdig ist, daß hier dieser Eindruck nicht entsteht. Wie bei einem Gebirgsmassiv gerade die Schatten seine ganze Größe um so plastischer hervortreten lassen, so beweist auch hier die Wirkung dieser Eigenwilligkeiten besser als alles andere, von welch geschlossener Monumentalität dieses letzte gemeinsame Werk von Ventris und Chadwick ist.

Ernst Risch

Lexikon des frühgriechischen Epos. Herausgegeben von *Bruno Snell* und *Ulrich Fleischer*. Göttingen 1955/56. Lieferungen 1 und 2. XV S. + 352 Sp.

Der alte Plan von Hermann Diels, den Thesaurus Linguae Graecae in Form von etwa 10 Thesauri für die einzelnen literarischen Genera zu veröffentlichen, erhält hier eine groß-

artige Teilerfüllung. Etwa 25 Lieferungen (Preis je 25 DM) zu je 192 Spalten, also zusammen 4800 Spalten, sind vorausgesehen, oder es wird schätzungsweise der anderthalbfache Umfang des formatgleichen Liddell-Scott errechnet, was allerdings 6300 Spalten ergäbe. Die ersten beiden erschienenen Lieferungen führen bis *αἰρέω*; bei Liddell-Scott sind es bis da 82 Spalten. Darnach müßte das Gesamtwerk 17 000 Spalten groß werden. Das Lexicum Homericum von Ebeling, das Hesiod und einige kleinere Stücke nicht einschließt, kam bei kleinerem Format auf 3400 Spalten; es brauchte bis *αἰρέω* 108 Spalten auf. Nach diesem Verhältnis müßte das LfgrE immer noch 11 000 Spalten erhalten. Es ist zu fürchten, daß sich nicht einmal jede Schule, geschweige denn jeder Griechischlehrer das Werk anschaffen kann. Knappheit und Preis sollten sich mehr dem vortrefflichen Preuschen-Bauer nähern, so bedauerlich das Verschwinden der individuellen Besonderheiten in den von einem großen (und teuren) Mitarbeiterstab gelieferten Artikeln ist. Wenn nun z. B. die Bemerkungen über die Stellung der Wörter im Vers und über formelhafte Verbindungen bleiben müssen, so könnten doch die etymologischen Abschnitte und die ausführlichen Zitate aus antiken Scholien und Lexika – die schon Ebeling berücksichtigt hat – knapper gehalten werden. Die Stellen sind oft gar zu reich ausgeschrieben; die Unterteilung der Artikel bis zur letzten Bedeutungsnuance und syntaktischer Konstruktion geht oft zu sehr ins Einzelne. Schließlich soll der Benutzer auch noch etwas zu denken haben. Daß in den an sich interessanten mythologischen Artikeln (z. B. *Ἀθηναίη* 11 Spalten gegen 2 bei Ebeling, *Αἰνείας* 5 gegen $^2/_3$) die Epen nach dem Vorkommen der Namen durchgesprochen werden, erwartet man nicht. Berechtigt dagegen ist, daß *Αἰθίοπες* nun 2½ (gegen ¼) Spalten umfaßt. Einen durchaus knappen Artikel lieferte der Chef, B. Snell, mit *αἰδώς* 1½ (gegen 1) Spalten.

Ein Wort noch zum Verhältnis des Lexikons zur Homeranalyse. Das Ideal wäre, die epischen Schichten würden sich aus dem lexikalischen Befund von selbst ablesen. Gelegentlich nützt die etwas grobe Angabe, daß eine bestimmte sprachliche Erscheinung in dem und dem Buch der Ilias und Odyssee fehlt. Meist muß ein gewisses analytisches Vorverständnis schon da sein, damit etwa auffällt, daß *αἰγίς*, vielleicht von *P* 593 abgesehen, in keinem Stück der Urilias vorkommt (daß *Ω* 20 Apoll mit der Aigis vom – selber späten – *O* 229 abhängt, wird richtig vermerkt). Snell zu *αἰδώς* folgt mit Hes. Th. 92 < *ϑ* 172 Fr. Solmsen, TAPA 85 (1954) 9ff. (dagegen für Priorität von Hesiod DLZ 1956, 349, wieder anders K. v. Fritz, Festschrift Snell [1956] 37 ff.). Andere Mitarbeiter wagen eigene Vermutungen. So hält der verdiente Redaktor des Lexikons, H. J. Mette unter *αἴϑω*, *αἴϑουσα* (das anders als in der Antike etymologisiert wird), falls das Zeichen > nicht Druckfehler für < ist, die Schilderung des Palastes des Menelaos aus der alten Telemachie für Imitation der Darbietung von Achills palastähnlichem Blockhaus im *Ω*. Etwas paradox ist auch die Vermutung im bisher schwierigsten Artikel *ἀάτη*, *Z* 356 mit zweisilbigem *ἄτης* sei die älteste Stelle des Wortes. – Aber diese Anmerkungen wollen nur die große Bedeutung des Werkes herausstreichen. W. Theiler

Homeri Odyssea, recognovit *P. Von der Mühll.* 2. Auflage (photomechanischer Neudruck). Helbing & Lichtenhahn, Basel 1956. Editiones Helveticae Series Graeca 4. 466 S.

Unter den im zweiten Weltkrieg bloß als Ersatz ausländischer Schultexte geschaffenen Editiones Helveticae zeichnet sich neben einigen anderen P. Von der Mühlls Odyssee als wissenschaftliche Ausgabe aus. So ist ihre Neuauflage nicht nur gerechtfertigt, sondern geboten; abgesehen von einem knappen Nachtrag von Verbesserungen bringt diese Text und Apparat gleich wie die erste Ausgabe des Jahres 1945. F. Wehrli

Roland Hampe: **Die homerische Welt im Lichte der neuesten Ausgrabungen.** Mit 22 Textabbildungen und 16 Kunstdrucktafeln. Verlag Carl Winter, Heidelberg 1956.

Mit homerischer Welt ist die mykenische Kultur vor allem des ausgehenden zweiten Jahrtausends vor Christus gemeint, soweit sie sich in Ilias und Odyssee spiegelt. Die aus Vorträgen erwachsene Schrift ist als archäologische Ergänzung zu den Berichten über die neuere Homerforschung gedacht, welche A. Lesky im Anzeiger für die Altertumswissenschaft (1951–1953; 1955) veröffentlicht hat.

Die vorgeführten Entdeckungen werden als Bekräftigung der 1944 von V. Burr vorgetragenen Auffassung gewertet, daß der sogenannte Homerische Schiffskatalog auf schriftliche Aufzeichnungen der spätmykenischen Zeit zurückgehe. So wird das dort genannte Hyria (Ilias *B* 496) vom Referenten ebenso wie von den Ausgräbern mit der Stätte eines bei Aulis gefunden Kuppelgrabes gleichgesetzt, und in Pharsalos gemachte Funde scheinen ihm zu erlauben, hier das ebenfalls im Schiffskatalog (Ilias *B* 683) genannte Phthia, Achills Heimat, zu lokalisieren. Ein in Eleusis freigelegter Grabbezirk könnte nach seiner Meinung mit dem von Pausanias u. a. lokalisierten Grab der Sieben gegen Theben identisch sein,

und weitere Gleichsetzungen anerkennt er als Resultat von in Mykenae gemachten Grabungen. Als das weitaus Wichtigste behandelt er mit Recht am ausführlichsten den bei der Bucht von Navarino entdeckten mykenischen Palast mit seinem Archiv voller Tontäfelchen, in welchem er den Wohnsitz Nestors sehen möchte. Auf einen kurzen Bericht über die epochale Entzifferung der dort aufgezeichneten Texte, welche unsere Kenntnis der griechischen Sprachgeschichte um Jahrhunderte erweitert, läßt er ein vorläufiges Fazit der bisherigen Forschung auf politischem, sozialem, wirtschaftlichem, mythologischem und religiösem Gebiet folgen; dem Leser wird dabei bewußt, welche ungeahnten Horizonte sich noch in nächster Zukunft zu öffnen versprechen. F. Wehrli

Wolfgang Kullmann: **Das Wirken der Götter in der Ilias.** Untersuchungen zur Frage der Entstehung des homerischen Götterapparates. Akademie-Verlag, Berlin 1956. 161 S.

Die homerische Darstellung der Götter wird nach ihrer Erscheinungsform ausgerichtet, in welcher Gestalt, der eigenen oder der irgendeines Menschen, sie ins Geschehen eingreifen, ferner nach der Art ihres Wirkens, welche alle Möglichkeiten vom unmittelbaren eigenen Handeln bis zum Befehl und zur Paränese umfaßt.

Dem vielerörterten Thema werden dadurch neue Seiten abgewonnen, daß die Ilias nicht nur vom volkstümlichen Glauben, sondern auch von älterer Dichtung abgehoben wird. K. ist Unitarier, rechnet aber mit einem reichen älteren Bestand von Dichtungen, welche der Iliasdichter zitierend, umformend oder nachbildend benützt habe und die sich aus seiner Bearbeitung zum Teil zurückgewinnen lassen. Dies gilt unter anderm für eine Heraklie, ein «Lied» von Bellerophontes, sowie eine Anzahl von «Götterliedern», die von Streit und Fesselung erzählten. Zu ihren Stoffen gehört eine gegen Zeus gerichtete Revolte und ihre Niederschlagung, durch welche K. den Frondienst Poseidons und Apollons bei Laomedon ursprünglich motiviert glaubt. Hieraus aber ergibt sich für ihn eine Verknüpfung der Troiasage mit der alten theogonischen Dichtung der Griechen, die nach dem Zeugnis des Kumarbimythos orientalisch beeinflußt ist.

Den älteren Liedern und Kleinepen gegenüber erweist sich die Ilias als rationaler und stärker auf die eigene Erfahrungswelt des Dichters ausgerichtet. Dies hindert ihren Dichter aber nicht, die Götter erst recht ins menschliche Geschehen zu ziehen, da er sie für die Darstellung eines neuen und differenzierten seelischen Wissens verwendet. Seine Menschen sind nämlich nicht einfach von göttlichem Willen determiniert, sondern behaupten neben diesem ihre Selbstverantwortung, ja K. redet von einer Art prästabilierter Harmonie, die zwischen beidem walte. F. Wehrli

Wolf-H. Friedrich: **Verwundung und Tod in der Ilias.** Abh. Ak. Göttingen 1956. 122 S.

Der Verfasser, der an Wölfflins Kunstgeschichtliche Grundbegriffe erinnert, versucht an kleinen, dem Thema gemäß herausgegriffenen Szenen hauptsächlich aus *E N Ξ Π* einen strengen Stil, einen biotisch- oder nieder-realistischen Stil und einen scheinrealistischen Stil vorzuführen mit glücklichem Ansatz, wie es auch in der ganzen Schrift nicht an klugen Bemerkungen fehlt. Zu seinem Schaden aber handhabt der Verfasser die Vergleichung zu rasch als Analytiker – manchmal, scheint es fast, als Analytiker wider Willen – und etwa gleich das erste Beispiel *N* 394–401 ~ *Π* 401–410 trägt keineswegs den Schluß, die Patroklos-Tat (mit der grotesken Zeichnung der Verwundung des Gegners) könne nur als Abwandlung der Antilochos-Tat und nicht umgekehrt aufgefaßt werden, und noch weniger die Berufung auf die Pestalozzische These (Die Achilleis als Quelle der Ilias, 1945), Antilochos sei ohnehin der Vorgänger des Patroklos. Und so führen Einzelbeobachtungen noch mehrfach zu solch voreiligen Schlüssen, welche die schöpferische Poesie zugunsten der imitierenden zurückschieben oder etwa eine fast unitarische Rettung von H^1 erlauben. Aber eben, ein gewisses Vorverständnis des Ganzen ist nötig, um das Einzelne gehörig einzuordnen. Richtig läßt der Verfasser *N* ursprünglich fortgesetzt werden in *Ξ* 402ff. und anerkennt den nun wirklich auffallenden Sonderstil *Ξ* 384ff. (vom Berückungsdichter). Meine Beiträge Festschrift Ed. Tièche (wo nur S. 159, 22 bei Friedrich 39 benutzt zu sein scheint) und Festschrift Ida Kapp werden nicht berücksichtigt. W. Theiler

Die Hesiodfragmente auf Papyrus. Herausgegeben von *Reinhold Merkelbach.* Sonderausgabe aus: Archiv für Papyrusforschung Bd. 16, Heft 1. Verlag Teubner, Leipzig 1957. 55 S.

Durch die Papyrusfunde der letzten Jahrzehnte ist unsere Kenntnis Hesiods oder, besser gesagt, der nach ihm genannten katalogförmigen Sagendichtung in Hexametern besonders stark erweitert worden; in der vorgelegten Ausgabe sind die Texte von nicht weniger als 23 Papyri vereinigt. Der Herausgeber hat sie so weit ergänzt, als die Formelhaftigkeit dieser Literatur es erlaubt; unsichere Ergänzungen werden im Apparat aufgeführt. Außerdem

enthält dieser Parallelen und Sacherklärungen sowie in einer besonderen Rubrik paläographische Einzelheiten.

Die Ordnung des mythologischen Stoffes, welche die Katalogdichtung schafft, ist vorwiegend eine genealogische nach Stammüttern. Die Brautwerbung um Helena dient aber auch dazu, verschiedene Sagen miteinander in Beziehung zu bringen (G 1 ff. p. 21 ff.), und die Verfolgung der Harpyien durch die Boreaden wird zu einem Katalog von Fabelwesen benützt (K 2 p. 35 ff.). Der Wettlauf Atalantes (R p. 49 ff.) und ein Unterweltsgespräch zwischen Theseus und Peirithoos mit Meleager (S p. 52 ff.) gehören zu den verweilenden Erzählungen, für welche auch dieses sonst spröde Genos Raum hergibt. F. Wehrli

Albin Lesky: **Die tragische Dichtung der Hellenen.** Studienhefte zur Altertumswissenschaft Heft 2. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1956.

Die Mitforscher und die hoffentlich zahlreichen Liebhaber des Altertums, die Leskys bekanntes kleines Buch 'Die griechische Tragödie' (1938) gerne in einer Neuauflage gehabt hätten, weist Lesky selbst in der vorliegenden Schrift gleich zu Beginn darauf hin, daß hier nun ein anderes Ziel verfolgt und mehr nur die wissenschaftliche Leserschaft angesprochen wird: «Diesem Abriß ist eine völlig andere Aufgabe gestellt als meiner Darstellung der griechischen Tragödie in Kröners Taschenausgaben 1938. Handelte es sich dort um eine Einführung, die das Wißbare leicht zugänglich machen sollte, so geht es hier vornehmlich um die griechische Tragödie als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung.» Sehr willkommen ist nun aber auch diese neue Schrift aus der Feder eines Gelehrten, der durch seine Tätigkeit als Berichterstatter auf dem Gebiet der griechischen Literaturgeschichte in den Jahren seit dem letzten Krieg der Forschung so vielfach geholfen hat. Das Gesicherte in der vielverzweigten Arbeit um die Tragödie von ihren Anfängen bis zu ihrem Ausklang abzugrenzen und deutlich zu machen und das Problematische sinnvoll offen zu halten und durch differenzierte Besprechung zu fördern, so etwa kann man Leskys Absicht kennzeichnen; zur Behandlung kommt in der Hauptsache derjenige Zeitraum, der mit dem Erscheinen (1929–1940) der ersten Bände von W. Schmids großer Geschichte der griechischen Literatur einsetzt und mit dem Jahre 1955 schließt. In einem wohlabgewogenen und sympathischen Maß läßt der Verfasser bisweilen seine eigenen Auffassungen und Bewertungen spürbar werden oder reiht er sich ein in ein 'wir' oder 'man' zur Kennzeichnung einer Betrachtungsweise, der er sich selbst verbunden fühlt. Und nicht zu verkennen auch ein humanistischer Grundton, das Bestreben, die Bedeutsamkeit der griechischen Tragödie mit ihrem gedanklichen Inhalt und ihren großen menschlichen Gestalten aufs neue gültig zu machen, so wie es etwa im Sophokles-Kapitel heißt: «Die Sophoklesdeutung unserer Jahre ... will den Dichter nicht länger über dem dramatischen Techniker übersehen. Sie scheut sich auch nicht mehr, nach dem Ideengehalt dieser Tragödien zu fragen, und geht von der Überzeugung aus, daß hinter dem dramatischen Geschehen und seinen Gestalten große grundsätzliche Fragen stehen, ja daß dieses große Grundsätzliche an der sophokleischen Tragödie eben das ist, was ihre Bedeutung für Menschen unserer Zeit begründet.» Dazu paßt es, daß das Buch von Tycho v. Wilamowitz aus dem Jahre 1917, das den Ausdruck 'Dramatische Technik' im Titel führt, mit einer Bestimmtheit in eine überholte Vergangenheit zurückverwiesen wird, die den einen oder anderen Leser vielleicht etwas überraschen mag.

Unnötig im einzelnen zeigen zu wollen, wie unentbehrlich und nützlich Leskys Darstellung für uns alle ist, wie sehr sie auch aus der gegenwärtigen Forschung in die zukünftige zu weisen vermag. Wenn einem lebhaften Dank noch ein Wunsch beigefügt werden darf, dann die Anregung, es möchten bei einer neuen Auflage dem Namen- und Sachregister auch die Namen der modernen Forscher (vielleicht bei gleichzeitiger Kürzung des Sachregisters) eingefügt werden. H. Haffter

A. G. Tsopanakis: **La rhètre de Lycurgue, l'annexe, Tyrtée.** *Ἑλληνικά. Περιοδικὸν Σύγγραμμα Ἑταιρείας Μακεδονικῶν Σπουδῶν. Παράρτημα σ.* 84 S. Thessalonike 1954.

Die so viel behandelte «große Rhetra» bei Plut. Lyc. 6, die älteste Verfassungsurkunde Spartas, erhält in dieser Abhandlung von Tsopanakis, Professor an der Universität Saloniki, eine neue Deutung, die in der Herstellung der schon bei Plutarch vorliegenden und nicht mehr verstandenen Textverderbnis im letzten Satz paläographisch vielleicht nicht ganz leicht, sachlich aber sehr überzeugend und bestens begründet ist. Es dürfte nun in der Tat die richtige Lösung gefunden sein, daß nämlich der Satz besagt, das Volk solle in der Volksversammlung den Anträgen von Königen und Gerusie durch Akklamation eindeutig zustimmen: *γαιάδαν* (= *δῆμος*, bei Hesych bezeugt) *ἰθεῖαν ἱέμεν κὰκ* (= *κατὰ*) *κράτος*. Der Zusatz zur Rhetra bestimmt, daß bei nicht eindeutigem Ergebnis der Äußerung des Volkswillens Könige und Geronten das richtige Ergebnis durch Auszählen feststellen sollen, indem

sie das Volk nach Stimmgruppen auseinandertreten lassen. Im einzelnen würde es zuviel Raum beanspruchen, die sehr gut begründete Argumentation des Verfassers auch nur in kurzen Strichen vorzuführen, man muß sie schon selber nachlesen. Ernst Meyer

T. B. L. Webster: **Greek Theatre production.** Methuan & Co. Ltd., London 1956. 206 S. 24 Tafeln.

Einrichtung des Theaters, Kostüm und Maske der Schauspieler werden mit Hilfe von archäologischem Material und literarischen Zeugnissen für die ganze griechische Welt erläutert. Eingehende Behandlung finden die für manche Orte des griechischen Mutterlandes erschließbaren Tänze von als Satyrn und Nymphen oder Mänaden Vermummten, aus welchen die dramatischen Aufführungen Athens hervorgehen; korinthische Vasenbilder werden auf das von Suda genannte Satyrspiel Arions bezogen (135), und für die aristotelische Notiz, ursprünglich sei die Komödie von Freiwilligen bestritten worden, wird auf die böotischen Ethelontai verwiesen (137). Für das Theater des Westens werden die apulischen Vasen als Hauptquelle ausgeschöpft; der Einfluß Athens, der sich hier wie allerorts durchsetzt, führt zur Einheitlichkeit des griechischen Theaterwesens in nachklassischer Zeit. Den Abschluß des Buches bildet zusammen mit einem ausführlichen Index ein nach Sachgebieten geordneter Katalog der Denkmäler. F. Wehrli

C. J. Herington: **Athena Parthenos and Athena Polias.** A Study on the Religion of Periclean Athens. Publications of the Faculty of Arts of the University of Manchester, Manchester 1955. 70 S., 1 Plan.

Das sympathische Büchlein hat das Verdienst, die verwickelten Fragen, die mit Bedeutung, Kult und Geschichte der eponymen Göttin Athens verknüpft sind, in klarer Ordnung auszubreiten und das zugehörige Quellenmaterial in anregender Weise zu sichten. Der Lösungsvorschlag, zu dem die Kapitel *Names (– of the Statues, – of the goddess, – of the Temples), The Statues, The Cults, The Problem of the two Temples, Nomina Numina?* führen, ist dieser: Athena wurde von den mykenischen Ansiedlern mitgebracht (also indogermanisch!) und auf der Burg in zwei Gestalten verehrt, auf der Nordseite im Palast als mütterliche Gottheit der Fruchtbarkeit, des Ackerbaus, friedlicher Tätigkeit überhaupt, im Süden dagegen, außerhalb des Palastes, aber innerhalb des Burgbezirks, am Orte des späteren Parthenon als jungfräuliche Kriegsgottheit. Obwohl die verschiedenen Aspekte der Göttin zuerkannt werden müssen, entbehrt der Versuch ihrer «personellen» und lokalen Trennung jeder verläßlichen Grundlage. Von einem mykenischen Heiligtum ist an der Stelle des Parthenon keine Spur vorhanden, tatsächlich aber auch nicht von einem Urparthenon aus der Wende vom 7. zum 6. Jahrhundert, noch von Dinsmoors «Großvaterparthenon» (566 v. Chr.), mit dem die Verfasserin rechnet. Schön ist das Schlußkapitel *The Meaning of the «Athena Parthenos»*, welches das Kultbild des Pheidias und dessen Tempel als Schöpfung aus der Gesinnung und dem Denken der perikleischen Epoche deutet und dem Verständnis wirklich näher zu bringen vermag. H. Jucker

Ines Jucker: **Der Gestus des Aposkopein.** Ein Beitrag zur Gebärdensprache in der antiken Kunst. Juris-Verlag, Zürich 1956. 136 S., 48 Tafeln.

Durch ebenso umfassende wie besonnene Behandlung erhellt die vorliegende Zürcher Dissertation ein wichtiges Beispiel von Ausdruckskonvention in der antiken Kunst. Mit Hilfe der lexikographischen Überlieferung läßt sich *aposkopein* als Ausschauen mit einer über dem Auge gewölbten Hand bestimmen. In der antiken Kunst seit spätarchaischer Zeit feste Konvention, erlaubt der Gestus eine genaue Bestimmung zahlreicher Darstellungen. Besonders häufig findet er sich im dionysischen Kreise, sei es, daß Satyrn die Epiphanie ihres göttlichen Herrn erwarten oder lüstern auf die schlafende Ariadne schauen. Als Zuschauer bei beliebigen mythologischen Vorgängen sind sie oft nicht mehr als stimmungschaffende Staffage, und das gleiche gilt für Hirten, die der Meleagerjagd beiwohnen, sowie für die Horen neben dem sich den Sonnenwagen ausbittenden Phaethon. Im Bereich des Maritimen ist besonders die hellenistische Kunst erfinderisch, indem sie die Darstellungen durch ausschauende Nereiden, Tritonen, Skyllen und andere Meereswesen belebt. F. Wehrli

Arif Müfid Mansel, George E. Bean und *Jale Inan:* **Die Agora von Side und die benachbarten Bauten.** Bericht über die Ausgrabungen im Jahre 1948. Türk Tarih Kurumu Basimevi, Ankara 1956.

Der unermüdlich tätige Ordinarius für Archäologie an der Universität Ankara, Arif Müfid Mansel, gräbt mit einem größeren Stab von Mitarbeitern im Auftrag der Türkischen

Historischen Gesellschaft seit 1947 in Side, der größten und bisher am wenigsten untersuchten Stadt Pamphyliens. Side liegt in der Luftlinie etwa 60 km östlich von Antalya auf einer flachen, leicht zu verteidigenden Halbinsel. Es erlebte seine Blütezeit von etwa 150–250 n. Chr. und eine Nachblüte im 5.–6. Jahrhundert. Es sind die Tempel der Hauptgottheiten Athena und Apollon, das Theater, der Markt mit dem Rundtempel der Tyche, ferner Häuser und bedeutende Grabdenkmäler untersucht worden. Unter den Skulpturen sind hervorzuheben ein Herakles des farnesischen Typus, ein jugendlicher Apollon als Kitharöde nach einem spätklassischen Typus und der Kopf eines bärtigen Gottes mit Haube. Die Herausgeber nennen ihn Dionysos nach den Stierhörnern, die sie unter der Haube erkennen. Die Haube hat der Gott mit vielen Priapbildern gemeinsam. Ob die großartige Verbindung von Zeichen männlicher und weiblicher Kraft auf eine Erfindung der Klassik (reicher Stil?) oder auf die Römerzeit zurückgeht, ist hier wie bei verwandten Schöpfungen problematisch[1].

Ein Bau, in dem ich ein Gymnasium mit großen Räumen für Vorlesungen vermute, ist 1949–1951 freigelegt worden und besonders bemerkenswert, weil sich im großen Kaisersaal dieses Gebäudes über 25 überlebensgroße Statuen nachweisen ließen, die in einer Prachtfassade aufgestellt waren. Sie sind wichtig für die Frage, nach welchen Gesichtspunkten die Statuenzyklen der Römerzeit angeordnet waren. Im übrigen hat A. Müfid Mansel über seine Forschungen in Pamphylien im Arch. Anz. 1956, 33ff. so vortrefflich berichtet, daß wir uns mit diesem kurzen Hinweis begnügen können. K. Schefold

Matthias Gelzer: **Über die Arbeitsweise des Polybios.** Sitz.ber. Heidelb. Akad. Wiss. Philos.-hist. Kl. 1956. 3. Abh. 36 S.

Während früher mit umfangreichen archivalischen Studien gerechnet wurde, die Polybios für seine Geschichtschreibung getrieben habe, zeigt G. an Hand zahlreicher Einzelbeobachtungen, daß er sich vor allem auf die Berichte Miterlebender gestützt habe. Dies entspricht altem historiographischem Herkommen und P.s Grundsatz, wie er ihn anläßlich seiner Kritik an Timaios selber formuliert. Für die Achaika, die P. nach G.s Meinung schon abgeschlossen nach Rom mitbrachte, standen ihm außer persönlichen, durch Aufzeichnungen festgehaltenen Erinnerungen die Informationen seines Vaters und dessen Kreises zur Verfügung, ergänzt durch historiographische Quellen wie die rhodische Geschichtschreibung des Antisthenes und Zenon. Über die diplomatischen Vorgänge in Rom, vor allem den Verkehr des Senates mit fremden Gesandten, mußte er sich zunächst hauptsächlich durch seine griechischen Bekannten unterrichten lassen. Mit der Befestigung seiner Beziehungen zur Nobilität, vor allem dem Eintritt seines Freundes Scipio in den Senat, begann hierauf aber die Epoche einer authentischen römischen Berichterstattung. F. Wehrli

Annemarie Jeannette Neubecker: **Die Bewertung der Musik bei Stoikern und Epikureern.** Eine Analyse von Philodems Schrift De musica. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1956. Heft 5.

Die Verfasserin geht für ihre Interpretation von J. Kemkes, gegen M. Schäfer verteidigter Rekonstruktion der philodemischen Schrift aus und gewinnt dabei in allgemeinen Umrissen die Musiktheorie des Stoikers Diogenes von Babylon, welche Philodem bekämpft. Diogenes bekennt sich wie schon Platon zu Damons Lehre von der erzieherischen Bedeutung der Musik, während ihre bloß ästhetische Würdigung bei Philodem als allgemein epikureisch zu beurteilen ist. Schon Epikur konnte sich aber für seine antiethische Stellungnahme auf Vorgänger berufen; der Hibehpapyrus (Hermes 44 [1909] 503ff.), welchen N. dafür anführt, kann nun ergänzt werden durch das Zeugnis der Ethosgegner, das E. Koller aus den Musikabschnitten der aristotelischen Politik gewonnen hat (Mus. Helv. 13 [1956] 95). F. Wehrli

Anthologia Graeca Buch I–VI. Griechisch-deutsch ed. *Hermann Beckby.* Ernst Heimeran-Verlag, München 1957. 675 S.

Eine vollständige kritische Ausgabe der griechischen Anthologie, deren erster Band hier angekündigt werden kann, befriedigt angesichts des unvollendeten Zustandes der Editionen von Stadtmüller und Waltz ein besonders dringendes Bedürfnis. Dem griechischen und deutschen Text der Epigramme wird eine Geschichte der Gattung sowie eine solche der antiken und byzantinischen Sammlungen bis hinab zur Anthologia Palatina und Planudea

[1] L. Curtius, Der «Dionysos» aus Herculanum, Ephemeris 1953/4 (1955) 230ff.; A. Hekler, Bronzestatuette des Priapos, Arch. Ertesitö 44 (1930) 110.

vorangestellt. Außerdem umschließt die Einleitung einen Überblick über die moderne Forschung, und als Abschluß des Bandes folgen auf den Text knappe Erläuterungen desselben. F. Wehrli

Christian Habicht: **Gottmenschentum und griechische Städte.** Zetemata Heft 14. C. H. Beck, München 1956. XVI + 255 S.

Die Arbeit, eine erweiterte Hamburger Dissertation, behandelt die Kulte lebender Menschen in griechischen Städten bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr., und zwar streng auf dieses Thema beschränkt unter Ausschluß alles Anderweitigen, wie besonders der dynastischen Reichskulte. Das ist auch sehr nötig, da die modernen Fehldeutungen dieser Erscheinung eben größtenteils daher stammen, daß man diese notwendigen Unterscheidungen oft nicht macht. Der erste Teil ist eine kritische Zusammenstellung aller belegten oder erschließbaren Beispiele städtischer Kulte lebender Persönlichkeiten, während der zweite Teil die zusammenfassende Darstellung und Auswertung nach sachlichen und historischen Gesichtspunkten gibt. Der Verfasser macht völlig klar, was nüchterne Beurteiler natürlich längst wußten, was aber immer noch vielfach mißdeutet wird, daß diese uns so fremd anmutende Erscheinung eine rein griechische Angelegenheit ist: Dank und Ehrung seitens einer Stadt für ganz bestimmte konkrete, besonders hervorragende Leistungen eines Mächtigen für die Stadt, die sich in den allgemeinen Rahmen solcher Ehrungen als oberste Spitze einordnet. Aus dieser konsequent durchgeführten Deutung ergibt sich eine Fülle weiterer Beobachtungen. Es ist eine hocherfreuliche, erfrischende Arbeit, die mit einem Wust von Fehldeutungen gründlichst aufräumt und die behandelte Erscheinung nach allen Seiten klar und sauber darstellt und in ihren richtigen Zusammenhang stellt.

Ernst Meyer

Franciszek Sokolowski: **Lois sacrées de l'Asie mineure.** Ecole Française d'Athènes. Travaux et mémoires des anciens membres étrangers de l'école et de divers savants, fasc. IX. De Boccard, Paris 1955. 215 S.

Die Leges Graecorum sacrae e titulis collectae von Hans von Prott und Ludwig Ziehen (Leipzig 1896 und 1906) sind nie vollendet worden; Faszikel 2 des zweiten Bandes, der die Leges sacrae Kleinasiens nebst Addenda und Indices enthalten sollte, ist nie erschienen. Das ist um so bedauerlicher, als gerade aus dem Boden Kleinasiens eine große Zahl religionsgeschichtlich hochbedeutender Inschriften ans Licht gekommen ist. Diese Lücke auszufüllen hat nun (auf Veranlassung von Louis Robert) Sokolowski unternommen. Unter den 88 Nummern seiner Sammlung finden sich neben Inschriften, die seit alters bekannt und bereits im CIG publiziert sind, solche, die während der Reisen und Ausgrabungen unseres Jahrhunderts entdeckt worden sind, darunter als wohl wertvollstes Denkmal die von Keil und von Premerstein auf der dritten Reise in Lydien entdeckten Satzungen des Dionysios für einen Privatkult aus Philadelpheia. Unter den Addenda nr. 82–88 stehen zum Teil erst neuerdings bekannt gewordene Texte, darunter besonders interessant nr. 84, ein Stück eines *ἱερὸς νόμος* in Hexametern aus Smyrna, den Kult des Dionysos Bromios betreffend. Wie Ziehen beschränkt sich Sokolowski auf die Leges sacrae im engsten Sinne; Inschriften, die sich auf den Kult der hellenistischen Herrscher und den Totenkult beziehen, sind nicht aufgenommen. Die Texte sind mit größter Sorgfalt wiedergegeben, in dankenswerter Vollständigkeit wird die Literatur dargeboten, der Kommentar ist knapp, bietet aber alles Wesentliche, drei gute Indices beschließen das Werk. Man kann nur glücklich sein, diese wichtige Gruppe von Inschriften nun in einer handlichen und zuverlässigen Ausgabe beisammen zu haben. Zu wünschen wäre nur, daß sich jemand der Mühe unterzöge, die längst fälligen Addenda zu den Leges sacrae und die oft so schmerzlich vermißten Indices zu diesem Werk zu schaffen. G. Rohde

Eugénie de Keyser: **La Signification de l'Art dans les Ennéades de Plotin.** Université de Louvain 1955. 124 S.

Die ernste Arbeit, die mit Recht die Wirkung der plotinischen Kunsttheorie auf die zeitgenössische Kunst ablehnt, kann schon deswegen zu keinen reichen Ergebnissen führen, weil es eine plotinische Kunsttheorie nur am Rande gibt. Gewiß teilt Plotin die Lehre von der Idee des Kunstwerkes im Gedanken des Künstlers (vgl. Cic. Or. 8ff.; E. Birmelin, Philologus 88 [1933] 402ff. wird nicht zitiert), die Vermutung aber, er sei von einer imitativen Auffassung der Kunst zu einer mehr idealistischen gelangt und schon deswegen sei die von Porphyrios als erste bezeichnete Schrift 1, 6 später anzusetzen, jedenfalls nach 5, 9 (der fünften Schrift), läßt sich nicht halten. In 5, 9, 11, 6 zeigt *εἰ δέ τις ἕξις ἐκ τῆς περὶ τὰ ζῷα συμμετρίας λόγον,* (überl. *ὅλων*; vgl. c. 10, 5 und z. B. 1, 6, 2, 15; 5, 8, 1, 36) *ζῴων*

ἐπισκοποῖτο, μόριον ἂν εἴη δυνάμεως ... θεωρούσης τὴν ἐν τῷ νοητῷ περὶ πάντα συμμετρίαν, daß schon damals Plotin ein künstlerisches Vermögen, *ἕξις*, z. B. des Malers – denn das verlangt der Zusammenhang –, kennt, das vom Transzendenten bestimmt ist. Auch an andern Stellen, z. B. 5, 8, 6 sind die sprachlichen Schwierigkeiten nicht voll bewältigt, aber mit Recht wird mehrfach auf 6, 7, 22, die 38. Schrift mit ihrer Ablehnung des «stoischen» Symmetriegedankens hingewiesen. W. Theiler

Albin Lesky: **Geschichte der griechischen Literatur.** Francke-Verlag, Bern.

Das seit April 1957 in Lieferungen erscheinende Werk ist auf etwa 700 Seiten veranschlagt und wird in Jahresfrist vollständig vorliegen. Leskys Literaturgeschichte soll eine längst schmerzhaft empfundene Lücke füllen: Es fehlt in deutscher Sprache eine Darstellung des Gegenstandes, welche zwischen der knappen Würdigung von Walther Kranz und dem Monumentalwerk von Wilhelm Schmid die Mitte hält.

Die Aufgabe, die gewaltige Stoffülle in einem Band zu meistern, bedarf der Beschränkung: Ausgeschlossen ist die griechisch-christliche, zum Teil auch die jüdisch-hellenistische Literatur. Philosophie und Wissenschaft werden nur so weit berücksichtigt, als sie – vor allem in der Ungeschiedenheit der Frühzeit – in den Rahmen der Literaturgeschichte gehören. Die verschiedenen Perioden werden mit wechselnder Breite dargestellt, am knappsten die Kaiserzeit. Innerhalb der Epoche wiederum sind die großen Leistungen auf Kosten der unbedeutenderen nachdrücklich in den Vordergrund gerückt. Dabei ist neben der Vermittlung des Tatsächlichen auch die Erörterung der wissenschaftlichen Problematik ein wichtiges Anliegen. In reicher Fülle wird die wesentliche neuere Literatur angegeben, wodurch das Werk zu einem entscheidenden Hilfsmittel für alle wird, die sich mit griechischer Literatur beschäftigen.

Auswählen bedeutet Werten. In diesem Sinn kann die Beschränkung zum Vorteil gereichen: Leskys Bemühen ist es, die das Abendland formenden Kräfte der griechischen Literatur aufzuzeigen, wobei ganz von selbst das Klassische wieder mehr als auch schon in den Vordergrund treten darf! Das Handbuch wird dabei über seine eigentliche Zweckbestimmung hinaus zu einer neuen Sichtung dessen, was im Griechentum zeitlos lebendig ist.

Die bis jetzt vorliegenden Lieferungen zeigen, daß alle Erwartungen erfüllt werden. Albin Lesky verbindet mit einer immensen Stoffkenntnis die Fähigkeit, klar, ja fesselnd zu formulieren, so daß wohl das im Erscheinen begriffene Werk dazu bestimmt ist, auf lange Zeit die maßgebende Darstellung der griechischen Literatur zu bleiben. Ernst Gegenschatz

Scevola Mariotti: **Il Bellum Poenicum e l'arte di Nevio.** Saggio con edizione dei frammenti del Bellum Poenicum. Angelo Signorelli Editore, Roma 1955.

Die Schrift gehört eng zusammen mit der drei Jahre zuvor erschienen Arbeit desselben Verfassers: Livio Andronico e la traduzione artistica, Saggio critico ed edizione dei frammenti dell'Odyssea (1952). Beidemal hat Mariotti Studie und Edition vereinigt; beide Editionen sind vorläufig gedacht und stehen im Dienst einer geplanten umfassenden kritischen Ausgabe der Fragmente der beiden ältesten uns bekannten altlateinischen Dichter; in beiden Publikationen tritt uns eine verwandte Auffassung von den Anfängen der römischen Dichtung entgegen (der enge Anschluß an hellenistische Literatur und dichterische Praxis); und schließlich hat der Verfasser für Livius Andronicus einiges ausgeführt, was er nun bei Naevius voraussetzen kann (so die Behandlung des Saturniers als eines quantitierenden Verses, ganz im Sinne der These von Leo). Aber wie schon die frühere, so wird man auch die vorliegende 'edizione preparatoria', die 58 Fragmente des Bellum Poenicum unterscheidet und jedes Fragment mit kritischem Apparat und präziser Skansion versieht, als unentbehrlich bei der Beschäftigung mit der altlateinischen Poesie heranziehen. Dasselbe gilt für den inhaltsreichen und interessanten 'saggio', der manche Resultate früherer Forschung durch weiterführende Erörterung bekräftigt oder aber neue Thesen vorbringt und neue Fragen aufwirft. Was die von Strzelecki im Jahre 1935 begründete neue Auffassung vom Aufbau des Epos (mit einer eingeschobenen Erzählung der Vorgeschichte) betrifft, so schließt sich auch Mariotti dem wohl einhellig zustimmenden Chorus der Mitforscher an. Gespannt sucht man ferner nach Mariottis Interpretation von frg. 13 (23 Morel), dem Satz mit dem unbekannten Subjekt (*blande ... percontat, Aenea quo pacto Troiam ... liquisset*), hängt es doch hauptsächlich von diesem Subjekt (Dido oder nicht Dido) ab, ob wir die Liebesgeschichte um Aeneas und Dido (mit ihrem etwaigen symbolisch-historischen Nebengehalt) als maßgeblichen Bestandteil auch schon für das Epos des Naevius voraussetzen dürfen und ob wir dann mit dieser Voraussetzung eine sehr wesentliche Übereinstimmung zwischen Naevius und dem nachahmenden Vergil annehmen müssen. Mariotti greift, ent-

gegen mehrfachen neuerlichen Meinungen, darauf zurück, daß nicht Dido es bei Naevius gewesen sei, die den Aeneas fragt, obschon die Dido-Episode auf jeden Fall kurz («rapidamente», sagt Mariotti) gestreift sein mußte. Mariotti wird, wie der Rezensent hofft, mit seiner Interpretation dieses *percontat*-Fragmentes auf Widerspruch stoßen. Weil es aus dem Titel der Schrift nicht ersichtlich sein kann, sei abschließend noch mitgeteilt, daß ein Anhang von 16 Seiten Beiträge zum Text der dramatischen Fragmente des Naevius bietet. H. Haffter

Klaus Parlasca: **Römische Wandmalereien in Augsburg.** Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte 7. Kallmünz/OPF. 1956. 29 S. 20 Tafeln.

Die bedeutenden Reste von Wandmalereien des römischen Augsburg haben für uns besonderes Interesse als Parallelen zu den reichen Funden in der Schweiz, die W. Drack veröffentlicht hat (Basel 1950). Parlascas Publikation der Augsburger Fragmente ist ausgezeichnet; er ist seit seiner Dissertation über die Mosaiken des römischen Germanien (Göttingen 1950), die demnächst in Buchform erscheinen wird, immer mehr zum Sachverständigen für provinzialrömische Flächenkunst geworden. Demnächst ist seine Besprechung der frühen Funde von Kempten (bei W. Krämer, Cambodunum-Forschungen 1953) und eine neue Veröffentlichung der kostbarsten Funde in Trier zu erwarten. Auf seine nützliche Anzeige von Dracks Buch im Gnomon 1952, 154ff. sei besonders hingewiesen.

Die große Zeit der römischen Wandmalerei endet mit der claudischen Dynastie. Sie ist in den Provinzen weniger reich vertreten als die mehr an die Fläche gebundenen Formen der folgenden Jahrhunderte, in denen sich die römische Kunst mehr in Baukunst, Relief und Bildnis ausgezeichnet hat. Um so bemerkenswerter ist die Blüte der Wandmalerei in den Provinzen. Das Wiederaufleben antiker illusionistischer Wandmalerei in der Renaissance, am glorreichsten an Holbeins Haus zum Tanz in Basel, hat jetzt I. Bergström vorzüglich auf die antiken Quellen zurückgeführt[1]. K. Schefold

Arnaldo Momigliano: **Cassiodorus and Italian culture of his time.** Italian Lecture British Academy 1955, from the Proceedings of the British Academy vol. 41 (p. 218–245). London, Oxford University Press, Amen House, E.C. 4.

Der Höhepunkt dieses weitausgreifenden, aber mit strenger Folgerichtigkeit seinem Ziele zustrebenden Vortrages ist die Würdigung von Cassiodors Gotengeschichte: «Cassiodorus's work is as epoch-making in its way as Polybius's work had been in its own. He tried to understand the Goths as Polybius tried to understand the Romans» (S. 224). Das große, zwölf Bände umfassende Werk Cassiodors liegt nur in der zu einem einzigen Bande verkürzten Bearbeitung des Jordanes vor, die um das Jahr 551 mit sichtlicher Eile angefertigt ist (Ausgabe von Mommsen: Mon. Germ., Auct. ant. 5, 1, 1882; dazu aber S. 240). Welches die Gründe für diese Bearbeitung gewesen sind, ergibt sich aus den Worten, mit denen Jordanes seine Geschichtsdarstellung schließt (60, 314, p. 138, 15ff.): Nach dem Tode des von Belisar besiegten Witiges wurde seine Gattin Matasuintha dem oströmischen Prinzen Germanos vermählt, und in dieser beider neugeborenem Sohne *coniuncta Aniciorum gens cum Amala stirpe spem adhuc utriusque generis domino praestante promittit.* Jordanes hofft also, daß auf die Niederlage des Gotenreiches eine glücklichere Zeit folgen werde, in der die Römer mit den Goten wieder friedlich zusammenleben würden, und seine ganze Darstellung dient dem Zwecke, eine solche dauerhafte Versöhnung als sinnvoll zu erweisen. Es ist die bedeutende Erkenntnis Momiglianos, daß auch dieser Grundgedanke des Jordanes von Cassiodor stammt, der seine eigene Gotengeschichte nicht schon, wie man bisher gemeint hat, im Jahre 533 abgeschlossen, sondern eben bis etwa zum Jahre 551 fortgeführt hatte (S. 219). Nur bei der neuen Auffassung ist es verständlich, daß die Verbindung zwischen dem gotischen und dem oströmischen Kaiserhause als eine Verbindung zwischen der *Amala stirps* und der *Aniciorum gens* bezeichnet wird (übrigens hat Jordanes sich in dem wichtigen Satze nicht so sprachunkundig gezeigt, wie man meint, wenn man mit Mommsen statt *gens* das ebenfalls überlieferte *genus* – als Femininum! – anerkennt; im Nacheinander der Worte *gens, stirps, genus* ist offenbar Abwechslung erstrebt; vgl. 48, 252, p. 123, 6 *in gente Amala*). Auch wenn der oströmische Prinz wirklich – etwa durch seine Mutter (S. 220) – mit dem römischen Adelsgeschlechte der Anicier verwandt war, ist es auffällig, daß er nicht nach seiner so sehr viel belangreicheren kaiserlichen Herkunft bezeichnet wird. Die Erklärung dafür ist, daß Cassiodor, wie einzelne Zeugnisse erkennen lassen (S. 215), sich selber als Verwandten der Anicier betrachtete, an deren Ruhm er nicht ohne Stolz teilhaben

[1] Göteborgs Universitets Årsskrift 63 (1957). Die Asymmetrien antiker Fragmente 4. Stils (a. O. 23) erklären sich aber daraus, daß sie nur Teile symmetrisch angelegter Wände bilden!

zu dürfen glaubte. So wie Jordanes wird also schon Cassiodor sein Werk mit diesem hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft abgeschlossen haben. Freilich könnte man dagegen geltend machen, daß Jordanes in seinem Vorwort erklärt (1, 3, p. 54, 5f.), er habe bei der Kürzung von Cassiodors Werk manches aus anderen Darstellungen hinzugefügt und gerade den Anfang , die Mitte und das Ende freier gestaltet (*ad quos* [sc. *Cassiodori*] *libros et ex nonnullis historiis Graecis ac Latinis addedi convenientia, initium finemque et plura in medio mea dictione permiscens*). Daß aber der ganze Schluß des Werkes von dem geistig doch recht bescheidenen Jordanes («a clumsy man», mag er auch Bischof von Kroton gewesen sein: S. 221f.) selbständig geschaffen sei, ist von vornherein nicht wahrscheinlich (S. 223) und wird in der betreffenden Bemerkung (*permiscens!*) tatsächlich auch nicht behauptet. Des weiteren darf sich Momigliano darauf berufen, daß Jordanes sein Werk mit ungewöhnlicher Eile angefertigt hat. Es wurde von ihm verlangt, die Vollendung seiner bereits begonnenen Römischen Geschichte zu unterbrechen und die gewünschte Bearbeitung der Gotengeschichte vorzunehmen, ohne daß ihm Cassiodors Werk länger als drei Tage lang zugänglich war. Das Stück des Vorwortes, das diese Angabe enthält, ist allerdings so befremdlich, daß man ihm mit Mißtrauen gegenübersteht (S. 218 m. Anm. 62). Jedoch scheint es, daß nur die Überlieferung gestört ist (auch hier also wäre Jordanes besser als sein Ruf; vgl. oben zu 60, 314). Der fragliche Satz (1, 3, p. 54, 1ff.) wird sich etwa folgendermaßen wiederherstellen lassen: *super omne autem pondus ⟨est⟩, quod nec facultas eorundem librorum nobis datur, quatenus eius sensui inserviamus, sed, ut non mentiar, ad triduanam lectionem dispensatoris eius* (sc. *Cassiodori*) *beneficio ⟨admissus⟩ libros ipsos antehac ⟨iam diligenter lectos⟩ relegi*. Auf jeden Fall hat Jordanes sehr hastig vorgehen müssen, und der Grund dafür kann nur darin liegen, daß er Cassiodors bis in die Gegenwart reichende Darstellung gerade in einem bestimmten Augenblick zu breiterer Wirkung bringen sollte. Dann aber muß Cassiodor selbst die Bearbeitung des Jordanes veranlaßt haben (nur so ist ja auch das Entgegenkommen seines Dispensators begreiflich: S. 221), und wenn er schon mit seinem eigenen Werke die Versöhnung zwischen Goten und Römern hatte fördern wollen (*originem Gothicam historiam fecit esse Romanam: Var.* 9, 25), dann muß er sich von der gekürzten Fassung einen noch stärkeren Erfolg derselben Art versprochen haben. Gegen das Jahr 551, nach der Niederlage des Witiges und angesichts einer möglichen völligen Vernichtung des Gotenreiches, wie sie kurz danach wirklich erfolgen sollte, konnte es freilich nur noch darauf ankommen, durch einen solchen Vorstoß zu retten, was noch zu retten war. Als Cassiodor kurz darauf auch diese Bemühungen scheitern sah, hat er sich, ähnlich wie einst Cicero, mit der Kraft der Entsagung in der Pflege des reinen Geistes eine neue Aufgabe geschaffen.

Momiglianos Vortrag ist ein Ereignis von seltener Eindrücklichkeit. Mit seiner knappen, beherrschten Sprache, als Druckschrift zudem bereichert durch dichtgefüllte Anmerkungen und ein wertvolles Literaturverzeichnis (zu Anm. 8 über den Bücherbestand von Vivarium s. jetzt auch van den Hout in seiner Ausgabe von Frontos Briefen Bd. 1, Leiden 1954, IXff.), bietet er zugleich neue, belebende Erkenntnisse und eine vorzügliche Einführung in die Zeit, die zu erhellen er unternommen hat. H. Fuchs

Epigrammata Bobiensia, detexit *A. Campana*, edidit *F. Munari*. Vol. 2: Introduzione ed edizione critica. Rom 1955. 147 S.

Aus der neuentdeckten Sammlung (Vat. lat. 2836) stehe hier das 70. Gedicht *in Romulum*

M mutaris et R sedes si, Basse, notarum
nominis, altae Urbis moenia qui statuit,
alternasque velis apicum ⟨arte⟩ as[e]scribere voces,
qui nunc Romulus est, [arte] morulus hic fuerit.

Der letzte Pentameter, hergestellt von Ed. Fraenkel aus einem zurechtgemachten Hexameter *morulus hic fuerit, qui nunc est Romulus arte*. Bassus soll die Wörter mittels der Buchstabenkunst alternierend nebeneinander schreiben, also *Romulus morulus* (*μωρός*), und zwar der jetzt lebende; das liegt in *nunc* mit drin. Ein Romulus und ein Bassus sind uns aus dem Symmachusbriefwechsel bekannt, ebenso der Dichter Naucellius (ep. 3, 11, 4; 3, 13, 2), der in den Gelegenheitsgedichten 2–9 zu uns spricht. Munari vermutet, daß er auch der Zusammensteller der aus 71 Gedichten, meist Epigrammen, bestehenden Sammlung ist. Die Gedichte erscheinen zu einem kleinern Teil in schon bekannten unechten Ausoniussammlungen mit ähnlicher Reihenfolge (S. 413–432 Peiper), besonders Übersetzungen von griechischen Epigrammen, wo manchmal auch die Fassung des echten Ausonius erhalten ist. Neu sind z. B. Nr. 63. 71, die hübschen Übersetzungen (des Naucellius?) von Kallimachos A.P. 7, 471 (ep. 23 Pf.) und Alkaios von Messene A.P. 7, 247. Munari hat, unterstützt unter andern von Sc. Mariotti und, wie bemerkt, Ed. Fraenkel, eine Erstausgabe von seltenem Rang geschaffen. W. Theiler

Georg Nicolaus Knauer: **Psalmenzitate in Augustins Konfessionen.** Göttingen 1955. 215 S.

Das von E. Zinn gestellte Problem ist in jeder Beziehung vortrefflich gelöst worden. Der Verfasser vermag zwar nicht vollgültige Gründe dafür anzugeben, warum aus dem Geflecht der Bibelstellen, das die Konfessionen überzieht, gerade die Psalmen (wozu es einen Kommentar Augustins gab) ausgewählt wurden, aber er konnte und durfte gar nicht anders verfahren: Das Typische kommt genügend heraus mit der Behandlung der Zitierweise (als umfassendes Thema gestellt von Ed. Norden, Die antike Kunstprosa 1, 90, 1), der allegorischen Interpretation, der voraugustinischen Auffassung einer Bibelstelle, der lateinischen Übersetzungen der Psalmen und mit dem Aufweis, wie Augustin Buch- und Büchergruppenanfang und -schluß durch manchmal korrespondierende Zitate auszeichnet. Die Vermutung, daß das 10. Buch zuletzt geschrieben wurde, kann freilich durch diese Beobachtungen nicht widerlegt werden (S. 22; vorsichtiger S. 154). W. Theiler

Historia Mundi, IV. Teil: *Römisches Weltreich und Christentum.* Francke-Verlag, Bern 1956. 611 S.

Der im 11. Jahrgang (1954) 285 unserer Zeitschrift angezeigte dritte Band dieses Handbuchs der Weltgeschichte führt die Ereignisse bis zur Einigung Italiens durch Rom; der nun vorliegende Band umfaßt die Zeit von Roms Aufstieg zur Weltmacht (V. Pöschl) und dem Untergang der hellenistischen Staatenwelt (F. Miltner) bis zum Beginn der byzantinischen Periode (H. St. L. B. Moss, Die geschichtliche Bedeutung von Byzanz). Über die Grenzen der griechisch-römischen Welt greift ein Kapitel über Arsakiden und Sassaniden (F. Altheim) hinaus, und die außerstaatlichen Kulturbereiche gelangen zur Darstellung in Abschnitten über römische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (F. M. Heichelheim), das römische Recht (V. A. Ruiz), die lateinische Literatur (A. Ronconi), die Kunst im römischen Kaiserreich (B. Saria) u. a. Neben der heidnischen Überlieferung wird dem Christentum von der Geschichte Jesu (E. Staufer) über die Urkirche (E. Staufer) bis zur Christianisierung des römischen Reichs (C. Schneider, Die Christen im römischen Weltreich) der seiner Bedeutung gemäße Raum gewährt.

Die Fülle dieser Themen in ihrer Zusammengehörigkeit sichtbar zu machen, ist an und für sich schwer und vollends unmöglich, wenn sie wie hier unter 16 Mitarbeiter aufgeteilt wird. Hier zeigt sich die Bedenklichkeit solcher durch die moderne Spezialisierung aufgedrängter Gemeinschaftswerke. Von dieser Feststellung bleiben unberührt die Zuverlässigkeit der Information und überhaupt die Qualität der einzelnen Beiträge als solcher.

F. Wehrli

Friedrich August Wolf, ein Leben in Briefen. Ergänzungsband I, die Texte, aus dem Nachlaß des Verfassers (S. Reiter) herausgegeben von *Rudolf Sellheim.* Verlag Max Niemeyer, Halle 1956. 170 S.

Die durch den anzuzeigenden Nachtrag ergänzte Korrespondenz Wolfs ist im Jahre 1935 von S. Reiter herausgegeben worden. Von den nachträglich ans Licht getretenen Briefen sind am wichtigsten die mit Immanuel Bekker gewechselten, deren größere, aus Wolfs Feder stammende Hälfte in der Preußischen Staatsbibliothek aufgefunden wurde, aber infolge des Krieges verloren gegangen ist. Dieser Briefwechsel beleuchtet eine durch gegenseitige Saumseligkeiten und mangelhaftes Funktionieren der Post gelegentlich auf die Probe gestellte Freundschaft zwischen ehemaligem Lehrer und Schüler. So redet der jüngere, von 1810–1812 in Paris mit Kollationieren beschäftigte und durch zahllose philologische Aufträge in Atem gehaltene Bekker in einem dort geschriebenen Briefe den oft galligen Wolf einmal mit schöner Selbstermannung als «verehrten, auch in (seiner) übelsten Laune innig verehrten Freund» an.

Von den Empfängern der übrigen Briefe, unter welchen sich auch Verleger und preußische Amtsstellen bis hinauf zu W. v. Humboldt und dem König Friedrich Wilhelm III. befinden, seien besonders hervorgehoben Creuzer, Jacobs, Riemer und Wieland. Den Band beschließen der Entwurf einer auf launige Weise mit Latein durchsetzten Selbstbiographie sowie zeitgenössische Berichte über Wolfs Krankheit und Tod. F. Wehrli

Natalicium Carolo Jax septuagenario ... oblatum. Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. 3, Heft 3 (13). 1955. Im Selbstverlag des Sprachwissenschaftl. Seminars der Universität Innsbruck.

Vor uns liegt das mit dem Titel 'Sprachwissenschaft – Namenforschung – Orientalistik' versehene eine Heft der mehrteiligen Festschrift für K. Jax. Wir müssen uns darauf beschränken, aus den insgesamt 13 Beiträgen diejenigen herauszugreifen, die für die Leser des Mus. Helv. am ehesten von Interesse sind, und einige wenige mit einer erläuternden

Klammer zu versehen: *Amann*, Miscellanea Latina; I Cäsars Geheimbotschaft an Q. Cicero (Interpretation von Caes. Gall. 5, 48, 4 *hanc ... mittit;* mit Konjektur *caecis*); II Zu lateinisch *ardēre, audēre*; *Brüch*, Die lateinischen Namen der Fledermaus (Etymologie von *vespertilio, vesperugo* und Weiterleben von *vespertilio* im Romanischen); *Kuhn*, Lat. *passio* im Gallo-Romanischen; *Knobloch*, Reste von Singulativbildungen im Indogermanischen; *Pfligersdorffer*, Zu *miscellaneus* (Erläuterung zu Thes. l. L. VIII 1078, 37; *miscellaneus* im Sinne von 'Schrift vermischten Inhaltes' nicht bei Tertullian und damit nicht schon antik); *Finsterwalder*, Die Namen Venetberg, Venediger, Vent, Wenns; Vorrömische und deutsche Wortbildung in 'Veneternamen'; *Gschnitzer*, *Τὸ Ἑλληνικόν* neben *οἱ Ἕλληνες* (Ersetzung des Volksnamens durch das substantivierte Neutr. Sing. des Adj.; Überblick über den, was die einzelnen literarischen Gattungen, Zeiten und Autoren betrifft, auffallend ungleichmäßigen und beschränkten Sprachgebrauch der Prosa von Herodot bis in die Spätantike); *Oberhuber*, Bemerkungen zu zwei mesopotamischen Ziegeln mit Keilinschriften im Orientalischen Institut zu Innsbruck. H. Haffter

Franz Dornseiff: **Antike und alter Orient,** Interpretationen. Koehler & Amelung, Leipzig 1956. 444 S.

Mit dem vorliegenden Buch beginnt die auf vier Bände veranschlagte Sammlung Kleiner Schriften des geistvollen und vielseitig gebildeten Leipziger Philologen zu erscheinen. Homer und Pentateuch sind die beiden Hauptgegenstände, um welche sich der reiche Inhalt ordnet, gemäß dem Titel aber im Sinne einer weitumfassenden Themastellung. Sowohl griechische als hebräische Überlieferung sollen nämlich aus ihrer für den Spezialisten so bequemen «splendid isolation» (so D.) herausgeholt und in den Gesamtrahmen der antiken Mittelmeerkultur gestellt werden, mit dem Archäologie und alte Geschichte schon lange rechnen, während er von einem gewissen philologischen Klassizismus immer noch gerne ignoriert wird. Immerhin scheint sich seit der ersten Veröffentlichung von D.s Studien die Einsicht durchzusetzen, daß Hesiods Abfolge von Götterdynastien in historischer Beziehung zum Kumarbiepos steht, und für die Zusammenhänge zwischen Orphik und orientalischer Spekulation haben besonders Cumont und Bidez schwer widerlegbare Argumente vorgetragen. Auch so stehen wir aber erst am Rand eines weiten Forschungsgebietes, in das als einer der ersten mutig eingedrungen zu sein der Ruhm D.s bleiben wird, gleichgültig, wie viel sich im einzelnen von seinen Zusammenstellungen halten wird.

D. zieht zahlreiche Parallelen zwischen griechischer Sage und alttestamentlichem Erzählungsgut (Herakles und Simson, Hektor und Saul, Achill-Patroklos und David-Jonathan usw.), die er im Sinne selbständiger Ausprägung gemeinsamen Erbgutes deutet, und das Entsprechende gilt für die (schon lange erkannten) Ähnlichkeiten zwischen der hesiodischen und salomonischen Spruchweisheit. Unter den literarischen Formen, welche die Griechen dem Osten verdanken, stellt D. an erste Stelle die priamelförmige Reihung, die dialogische Behandlung philosophischer Gedanken und die als Mimesis bezeichnete Anspielung auf ältere Literatur, die wir als Merkmal der hellenistischen Dichtung kennen. Einen artistisch konventionellen Einschlag macht in der Lyrik Sapphos ein Vergleich mit den ägyptischen Liebesliedern des Papyrus Chester Beatty deutlich, dagegen scheint dem Rezensenten besonders in der Epik manches als raffiniertes Kunstmittel interpretiert zu sein, was sich ungezwungener aus der handwerklichen Gebundenheit der Rhapsoden erklärt. D. beruft sich indessen allgemein auf die hohe literarische Tradition des vorderen Orients, in welche Griechen und Juden hineinwuchsen. Die damit gewonnene Kontinuität wird zugleich zum Hauptargument für sein zweites Anliegen, die Zurückweisung der analytischen Interpretation von Homer und Pentateuch. F. Wehrli

Eduard Schwartz, Gesammelte Schriften, Zweiter Band. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1956. 355 S.

Den vorliegenden Band, welcher auf den ersten der Sammlung in einem Abstand von 18 Jahren folgt, eröffnet ein bisher nie publizierter autobiographischer Lebensabriß. Die sich daran anschließenden 14 Studien beschränken sich auf einen bloßen Teil der dort umrissenen Arbeitsgebiete, nämlich auf Geschichte und Literatur der Griechen und Römer, auch sie zeugen aber eindrücklich für die Vielseitigkeit des großen Gelehrten.

Die Sagenforschung ist vertreten durch eine Deutung Europas als einer Unterweltsgöttin, deren Name auf das für viele Bewohner Platz bergende Totenreich hinweise, ferner durch eine Interpretation von Hesiods Prometheuserzählungen, in welchen die Überreste eines überarbeiteten älteren Schwankes sichtbar gemacht werden. Eine Anzeige von Wilamowitz-Moellendorffs «Ilias und Homer» wird von Schwartz dazu benützt, seine eigene Auffassung zu entwickeln, nach welcher die Ilias eine künstlerische Einheit bedingten Charakters darstellt, hervorgegangen aus dem Zusammenarbeiten von Gedichten geringeren Umfangs.

Eine Studie über Thrasymachos von Chalkedon ist auf die Anfänge der Beredsamkeit in Athen ausgerichtet, wobei die euripideischen Dramen als Zeugnisse herangezogen werden, und unter dem Titel «Quellenuntersuchungen zur griechischen Geschichte» wird gegen Nitsch die einheitliche Entstehung von Xenophons Hellenika dargelegt; Schwartz charakterisiert diese dabei als spartafreundliche, aber für ein athenisches Publikum bestimmte Darstellung. Neben einer Würdigung des Timaios als des Vertreters einer romantisch partikularistisch gestimmten Zeit steht eine Analyse der aus Ephoros, Kallisthenes, Rhianos u. a. geklitterten Schrift zur Glorifizierung der Messenier, die Pausanias in seinem vierten Buche benützt. Im Anschluß an einen berühmten Aufsatz von Nöldeke wird die ursprüng-lich identische Bedeutung der Namen Assyrien und Syrien nachgewiesen und Koilesyrien als Wiedergabe von semitisch kol-haaschur erklärt, einer Bezeichnung für die Gesamtheit Assyriens.

Aus den drei Studien zur römischen Literatur sei als wichtigste herausgehoben ein Vergleich zwischen Sallusts Catilina mit den Darstellungen der gleichen Ereignisse bei Livius, Plutarch und Arrian. F. Wehrli

Edouard Tièche: **Georg Finsler in seinen Briefen an Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.** Schriften der Literarischen Gesellschaft Bern, Neue Folge der Neujahrsblätter VII. Verlag H. Lang & Cie., Bern 1956.

Zu zweien Malen gedenkt Wilamowitz in seinen 'Erinnerungen' (1928) seiner freundschaftlichen Beziehung zu Georg Finsler (S. 225. 251), und mancher unter uns, dem die Gestalt des Berner Gymnasialrektors, Humanisten und Gräzisten liebenswert bleibt, mochte es wünschen, über jene Andeutungen hinaus mehr vom Verhältnis dieser beiden Zeitgenossen unserer Zunft zu erfahren. Tièche hat uns diesen Wunsch erfüllt, zuerst durch die Bekanntgabe der wenigen in Bern befindlichen Briefe aus der Hand von Wilamowitz an Finsler (Der kleine Bund, Literatur- und Kunstbeilage des 'Bund', 27. März 1953) und nun neuerdings durch die vorliegende Publikation, die einen Einblick gibt in die hundert Briefe, die Finsler an Wilamowitz gerichtet hat (heute im Besitz der Akademie der Wissenschaften in Göttingen). Einige wenige Briefe sind im Wortlaut mitgeteilt, alle zusammen aber in eine nach Abschnitten wie 'Der Philologe', 'Der Rektor' geordnete Darstellung von Finslers Persönlichkeit verarbeitet. Finslers weitverzweigte Homerica oder Finslers Kampf für das humanistische Gymnasium (auf dem Hintergrund der Gymnasialreformen, die Wilamowitz um die Jahrhundertwende propagierte) seien aus dem vielseitigen Inhalt als Beispiele herausgegriffen für das, was unser besonderes Interesse erwecken mag. Mußte daneben auch einiges mehr Zeitbedingte zur Sprache kommen, so hat Tièche das Bild Finslers, dieser «reichen Persönlichkeit» (Wilamowitz in den 'Erinnerungen'), nun wieder ins Große und Bedeutsame gestellt, nachdem vor wenigen Jahren eine aus Erinnerungen an Finsler gestaltete, im ganzen verdienstvolle biographische Skizze ephemerem Detail doch wohl zu sehr Raum gegeben hatte. H. Haffter

Pentateuchkritik und Septuaginta-Rezensionen

Von Albert Debrunner, Bern

Pentateuchkritik und Septuaginta-Rezensionen liegen gewiß für klassische Philologen höchstens am Rand ihrer Interessen. Aber Randgebiete haben ihren besonderen Reiz, und zwei Broschüren, die mir auf Anregung des bekannten Septuagintaforschers P. Katz vor einiger Zeit aus England zugegangen sind, haben mich auf den Gedanken gebracht, die Philologen auf die darin behandelten Fragen aufmerksam zu machen, da sie beide gewisse Parallelen zur Homerforschung bieten.

Zur Pentateuchkritik

W. J. Martin: **Stylistic Criteria and the Analysis of the Pentateuch.** The Tyndale Press, London 1955. 23 S. 8°.

Vor mehr als fünfzig Jahren sagte einmal Erich Bethe in seiner Homervorlesung in Basel mit sarkastischem Lächeln, die Pentateuchkritik habe mit dem Mosesmythus ebenso aufgeräumt wie die Homerkritik mit dem Homermythus (ich zitiere dem Sinn nach aus der Erinnerung). Ob Bethe bei seiner späteren Entwicklung gegen den Unitarismus hin auch von der parallelen Erscheinung in der Pentateuchkritik etwas erfahren hat, weiß ich nicht. Aber Martin zieht die Parallele deutlich: «Wolf, the inaugurator and the redoubtable champion of what has been called the Homeric question, must retreat before the unitarians» (S. 5 mit Berufung auf C. U. Bowra). Martin vertritt für den Pentateuch den extremen amerikanischen «Fundamentalismus», wie man z. B. in der Besprechung durch Paul Hum-

bert (Theol. Zeitschr. 12 [1956] 546f.) nachlesen kann. Vielleicht vergleicht einmal ein Homerkritiker die Argumente der Unitarier auf beiden Gebieten; es wäre nicht verwunderlich, wenn sich durch Zeitströmungen bedingte Parallelen ergäben!

Zu den Septuaginta-Rezensionen

In der Geschichte der Septuagintaüberlieferung bildet bekanntlich die nach dem Muster der alexandrinischen Philologie hergestellte Hexapla des Origenes den entscheidenden Einschnitt; alle nachorigenischen Handschriften sind an dieser Ausgabe zu messen. Unter den von Origenes mit der Septuaginta verglichenen Übersetzungen waren die von Aquila, Symmachus und Theodotion einigermaßen faßbar, nicht aber die «Quinta», die O. öfter nennt. Nun haben aber neuere Funde und daran anschließende Studien Aufklärungen gebracht, die zur Hoffnung auf eine Lösung des Rätsels berechtigen.

D. Barthélemy, O.P., untersucht in einem Aufsatz «Redécouverte d'un chaînon manquant de l'histoire de la Septante» (Revue biblique 60 [1953] 18–29) die im August 1952 in einer der Höhlen in der Wüste Juda gefundenen Bruchstücke einer Pergamentrolle mit einem griechischen Text des Dodekapropheton (erhalten sind Stellen aus sechs der «Kleinen» Propheten). Der Fundort ergibt als Terminus ante quem den Bar Kochba-Aufstand (132 bis 135 n. Chr.), der Schriftcharakter weist ins Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. Auf Grund sorgfältiger Untersuchungen kommt B. zu dem sehr weittragenden Ergebnis, daß diese griechische Übersetzung des Alten Testaments mit geringen Abweichungen mit dem Text der Zitate Justins (der uns durch eine einzige Handschrift aus dem 14. Jahrhundert bekannt ist) übereinstimmt, ja daß sie den Übersetzungen von A., S. und Th. zugrunde liegt und wahrscheinlich die «Quinta» ist! B. ist sich natürlich bewußt, daß all das an Hand der von ihm zu erwartenden Gesamtpublikation der Fragmente genau nachgeprüft werden muß. Vgl. den Bericht von Paul Kahle, Th.L.Z. 1954, 81–94.

Unabhängig von diesem Aufsatz ist die Broschüre von *D. W. Gooding*, «Recensions of the Septuagint Pentateuch (The Tyndale Press, London 1955, 24 S. 8°). Gooding weist nach, daß der Chester-Beatty-Papyrus 963 des Deuteronomiums, der sicher vorhexaplarisch ist, einige Lesarten enthält, für die es auf die Hexapla zurückgehende Asterisken gibt, d. h. daß schon vor Origines Ausgleichungen zwischen dem hebräischen Text und der Septuaginta versucht worden sind.

Zu ähnlichen Schlußfolgerungen gelangt *G. Zuntz* für den Antinoepapyrus der Proverbia und des Prophetologions (Zeitschr. f. d. Alttest. Wissenschaft 68 [1956]), der ins 3. Jahrhundert gesetzt wird: «Die Folgerung, daß 'hebraisierende' Handschriften der LXX längst vor der Hexapla existierten, erfüllt mich (in Anbetracht der Probleme, die damit verschwinden) mit einem Gefühl der Erleichterung. Und dies scheint realistisch» (S. 179). «Nun gibt es ja reichliche Zeugnisse für die frühe Existenz 'hebraisierter' LXX-Handschriften» (S. 180). «... origenische Kritik vor Origenes!» (S. 181).

Zuletzt meines Wissens hat sich mit diesem Problem *P. Katz* befaßt: «Justin's Old Testament quotations and the Greek Dodekapropheton Scroll» (Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristl. Literatur 63 = Studia Patristica Vol. I Part I [1957] 343–353); er findet auch in andern Quellen Spuren einer vororigenischen Revision der LXX.

Aus diesen Forschungen, besonders aus den Darlegungen von Barthélemy und Katz, ergibt sich folgendes Gesamtbild der wichtigen Vorgänge am Text des griechischen Alten Testaments vor Origenes: Für die Propaganda unter dem Griechentum bediente sich das Judentum zunächst der Septuaginta; für Philo ist sie die inspirierte Autorität, die er durch Umdeutung in griechische Philosophie verständlich zu machen sucht. Seitdem sich aber das Christentum in Konkurrenz zum Judentum für den Nachweis der Messianität Jesu auf die Septuaginta stützte, sah sich das Judentum genötigt, auf den hebräischen Grundtext des Alten Testaments zurückzugreifen, was gegenüber dem Griechentum nur durch Abänderung des Septuagintatexts geschehen konnte. Das muß noch vor dem Ende des 1. Jahrhunderts geschehen sein; es war um so wünschenswerter, als nach der Katastrophe von 70 n. Chr. das Schwergewicht des Judentums von Jerusalem ganz auf die Diaspora verschoben war. *Ein* Zeugnis dieses ersten Schritts zum Urtext zurück ist nun eben die «Quinta»; der zweite, die gänzliche Ausschaltung der Septuaginta, erfolgt wohl sehr bald darauf: seine erste Ausprägung ist die Übersetzung Aquilas (um 130).

Daß die Geschichte der Übersetzungen des Alten Testaments und ihrer Überlieferungsgeschichte durch die neueren Untersuchungen noch verwickelter geworden ist, als sie ohnehin schon war, ist nicht zu verwundern – auch die Geschichte des Homertexts sieht heute weniger einfach aus als vor einem halben Jahrhundert: immerhin mag der Homerphilologe etwas neidisch werden, wenn er feststellt, daß heute der Einblick in die *voralexandrinische* Textgeschichte für die Septuaginta erheblich weniger nebelhaft ist als für Homer.